

# Der Maronibrater

Autor(en): **Martin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 4

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662413>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Maronibrater

Der Spätherbst brachte den Mann jeweilen mit seinen Siebensachen über den Gotthard zu uns in die Stadt, Jahr für Jahr. An irgendeinem Tag stand er einfach an seiner Ecke, der Eisenofen dampfte, die Maroni dufteten. Um den Hals schien er immer das gleiche bunte Tuch zu tragen, der Bart blieb braun, die Nase rostrot und triefend. Er war ein Bild der Beständigkeit im kalten, schwindenden Jahr, und seine Stimme klang frisch und fröhlich durch den Nebel, wenn er rief:

«Eissi Maroni! Ae ggaufe Maroni! Maroni ganz eiss . . .»

Wir Lausbuben haben ihm das Leben wohl nicht gerade erleichtert, wenn er uns vielleicht auch im geheimen wohl leiden mochte. Aber wir waren eben sozusagen immer ohne Geld und sehnten uns doch gleichwohl so sehr nach seinen dampfenden, wohlschmeckenden Früchten, dass wir alle Schliche aufwendeten, um davon zu naschen!

Ich glaube, der Dölfi hat damals die ganze Geschichte aufgebracht. Der Dölfi hatte immer den besten Kopf, wenigstens was das Ersinnen frecher Streiche anbelangte. Sogleich wurden wir andern eingeweiht und ein gemeinsamer Schlachtplan entworfen. Dann machten der Dölfi und ich uns ans Werk.

«Tschingg!» rief der Dölfi, als wir dem Maronibrater auf zwanzig Schritt nahegekommen waren. «Tschingg! Tschingg! Tschinggevater . . .»

«Tschingg! Alter Tschingg!» brüllte auch ich los und fühlte, wie mir vor meiner eigenen Frechheit bange wurde. Gerne wäre ich jetzt überall sonst, nur nicht hier gewesen.

Aber der Dölfi schrie unverdrossen weiter und begann gar noch die Zunge, so lang sie war, herauszurecken, dem armen Gehänselten zur Schmach, der uns ziemlich blöde betrachtete. Und der verflixte Dölfi liess nicht nach, bis dem biedereren Mit eidgenossen aus dem Ticino der langmütige Geduldsfaden riss.

«Ggeibe Buaba!» begann er zu toben, zutiefst verletzt, dass man ihn seiner Sprache wegen auslachte. «Warta! Stilla! Warta!»

Aber wir warteten natürlich nicht und gaben Fersengeld. Denn nun hatte er sich, wild gestikulierend, an unsere Verfolgung gemacht und keuchte in komischer Raserei die Strasse herauf hinter den davonstiebenden Bubenbeinen her.

Als er endlich, etwas ruhiger geworden, von unserer Verfolgung abgelassen hatte, und wieder zu seinem Maroniöfelchen zurückkehrte, hatten unsere Kameraden natürlich schon einen schönen Teil der vor Hitze goldgelb aufgesprungenen Früchte gemaust. Alles war planmässig gegangen. Hinter der nächsten Strassenecke trafen wir uns und machten uns lachend ans Verteilen und Verzehren der eingebrachten Beute.

Nun — mir wenigstens sollte das Lachen bald genug vergehen!

«Bub», hiess es zu Hause vor dem Mittagessen, «ich habe heute etwas sehen müssen, was mich gar nicht gefreut hat!» Des Vaters Stimme klang düster, und mein inneres Auge umfasste erschreckt, wie mit einem Kinoapparat, noch einmal das ganze Geheimnis mit dem Maronibrater an der Ecke. Ich nickte betroffen.

«Ich sehe, dass du weisst, was ich meine!» fuhr der Vater fort. «Wenn ihr dem Tessiner da unten seine Maroni maust, dann nehmt ihr ihm und seiner Familie das Brot. Hier ist ein Franken, den bringst du ihm und bittest gleichzeitig um Entschuldigung für dein schlimmes Verhalten. Vorher gibt's für dich nichts in den Magen, damit du einmal weisst, wie der Hunger tut . . .»

Oh — hätte mir der Vater doch ein par Ohrfeigen gegeben! Hätte er mir meinetwegen auch verboten, am Sonntag in die Briefmarkenaustellung mitzukommen! Nur nicht hinuntergehen müssen zum Maronimann und ihn um Entschuldigung bitten . . .

Aber schliesslich befand ich mich doch auf dem schweren Gang. An ein Auskneifen war nicht zu denken: allzu deutlich hatte ich bei einem scheuen Blick nach unserem Küchenfenster des Vaters Gestalt dahinter bemerken können. Ich musste weitergehen, musste des Vaters Befehl ausführen, wenn mir auch das Herz weit nach unten gerutscht in der Magengrube zu schlagen schien.

Was er gesagt hat, damals, der biedere Tessiner? Oh — nicht eben viel! Er erkannte mich natürlich gleich wieder und mochte es meiner zerknirschten Miene ansehen, wie die Dinge standen.

«Povero bambino», lachte er gutmütig auf mein ungereimtes Gestammel, «nümme magga — ä?»

Und dann nahm er mir meine gestrickte Zottelmütze vom Schopf, griff in die eiserne Röstpfanne

und — wahrhaftig: er füllte mir meine abgegriffene Kopfbedeckung bis oben voll mit seinen guten, warmduftenden Kastanien. Ein leichter Klaps auf die Schulter — schon fand ich mich auf dem Rückweg ins elterliche Quartier. Und mein Herz, ja, weiss Gott: das schlug plötzlich wieder an seinem alten Platz in der linken Hälfte der Brust!

Das ist ja schliesslich auch der Grund, weshalb ich heute noch ein so eigenartiges Gefühl bekomme, wenn ich irgendwo in Nebel und Kälte einen Maronimann antreffe. Jedenfalls muss ich dann immer einen Sack voll dieser süssen Früchte kaufen. Für — sagen wir das Minimum — fünfzig Rappen.  
Hans Martin

## Der wahre Edelmann

Im stolzen Genua, «Genova la Superba», wie sich die Stadt gern nennt, regierten jahrhundertlang die Adligen und Handelsfürsten, deren massige prächtige Paläste zum Teil noch heute stehen. Gegen ihr hartes Regiment bäumte sich je und je das Volk auf, und so gewann einst die demokratische Partei die Oberhand.

An ihrer Spitze stand der treffliche Uberto, der sich vom einfachen Hafearbeiter durch unbeugsamen Willen, Fleiss und Ehrlichkeit zum vermögenden Mann emporgearbeitet hatte. Als Volksführer jetzt der Herr Genuas, riet er seiner Partei stets zur Mässigung gegenüber den Nobili. Gerne hätte man diese «Unterdrücker» die harte schwielige Arbeiterfaust einmal fühlen lassen. Genau wie heute. Aber Uberto legte dar, wie der Staat ja vom Reichtum und Einfluss der Nobili lebe, aus ihren Flotten und Handelsverbindungen seine Einkünfte beziehe und also nichts Törichtereres tun könne als sie völlig zugrunde zu richten.

Ubertos Macht war von kurzer Dauer. Den Nobili gelang es, dank ihrem Golde und ihrer geistigen Ueberlegenheit, die demokratische Regierung zu stürzen. Mit rücksichtsloser Härte beuteten sie ihren Sieg aus. Uberto wurde zu lebenslänglicher Verbannung und Verlust aller seiner Güter verurteilt.

Als der aufrechte Mann vor dem Rate erschien, sein Urteil entgegenzunehmen, schleuderte ihm der Vorsitzende Adorno, ein hochmütiger Altadliger, die Worte entgegen:

«Du Sohn eines gemeinen Arbeiters, der du es gewagt, die Edlen Genuas mit Füssen zu treten, wisse, dass du nur ihrer Verachtung das Leben verdankst. Sie begnügen sich damit, dich in das Nichts zurückzuschleudern, aus dem du entsprungen!»

Von diesen Worten tief verletzt, konnte Uberto sich nicht enthalten zu erwidern:

«Ich unterwerfe mich dem Urteile des Rats, aber du, Adorno, wirst vielleicht noch einmal die

Worte bereuen, mit denen du einen Mann beschimpfst, der, wenn auch niederer Abkunft, doch ebenso hoher Gesinnung fähig ist wie du.»

Verbeugte sich tief und verliess den Rat wie seine Vaterstadt ohne eine Träne.

Uberto fuhr nach Neapel, zog dort einige ausstehende Gelder ein und fing mit diesem bescheidenen Kapital unter neuem Namen auf einer Insel des Archipelago einen Handel mit Oel, Wein und Südfrüchten an. Nach mehreren Jahren hatte er sich wieder ein beträchtliches Vermögen erworben.

Seine Handelsgeschäfte führten ihn in die verschiedenen Hafenstädte des Mittelländischen Meeres. So kam er einst nach Tunis, um einen reichen Türken aufzusuchen. Er begab sich zu seinem Landhause, musste aber länger auf den Kaufherrs warten und besah sich unterdessen den prachtvollen Garten.

Einige christliche Sklaven mit geschorenem Kopf, roter Jacke und in Ketten arbeiteten hier unter Aufsicht an der heissen Sonne. Unter diesen fiel Uberto die edle Gestalt eines schönen jungen Mannes auf, der der harten Arbeit ganz und gar nicht gewohnt und gewachsen schien; oft hielt er inne, lehnte sich auf seine Haue und seufzte tief.

Uberto betrachtete ihn voll Teilnahme. Da die Gesichtszüge einen Italiener zu verraten schienen, redete er ihn in dieser Sprache an.

«Amico», fragte er weich, «wer bist du und wo kommst du her? Fürchte dich nicht, es mir zu entdecken!»

Erstaunt vernimmt der junge Mann die Klänge seiner heimatlichen Sprache aus dem Munde eines ganz orientalisch Gekleideten. Aber seufzend antwortet er:

«Ach, die mich gefangen haben, nämlich auf dem Meere, wissen nur zu gut, dass ich eine wertvolle Beute bin. Mein Vater ist einer der ersten Adligen Genuas.»